

Probleme der weiblichen sexuellen Entwicklung

Vortrag am 14. 9. 2002 vor der NGaT in der Curtiusklinik, Bad Malente-Gremsmühlen.

Dr. Sonja Düring, Hamburg

Als Margarete Mitscherlich-Nielsen (1980) in der zweiten Auflage des Buches „Therapie sexueller Störungen“, das dem vorliegenden vorausging, über „Theorien und Probleme der psychosexuellen Entwicklung der Frau“ schrieb, war sie unter elf Männern die einzige Autorin. Von einem Aufsatz über sexuelle Funktionsstörungen abgesehen, in dem nach Männern und Frauen differenziert wurde, war ihr Aufsatz auch der einzige Beitrag, in den das Geschlecht als bedeutsame Kategorie einging. Ob von Perversionen oder von Homosexualität die Rede war, es ging so selbstverständlich um Männer, dass niemand auf die Idee zu kommen schien, dies könnte einer Bemerkung wert sein. Die Frauenbewegung hatte zu dieser Zeit zwar die Tatsache der eigenen Existenz von Frauen ins öffentliche und wissenschaftliche Bewusstsein gerückt. Offensichtlich führte das aber zunächst nur dazu, diese merkwürdige Sonderform „Frau“ gesondert abzuhandeln, da sie aus der wissenschaftlichen Betrachtung der Sexualität des „gemeinen Menschen“ herausgefallen war. Gegenüber der ersten Auflage der „Therapie sexueller Störungen“ von 1975 war das hinsichtlich der Geschlechterfrage durchaus ein Fortschritt. Nun ist die Ausklammerung der Geschlechtlichkeit nicht allein oder in erster Linie auf die Ignoranz der Autorinnen zurückzuführen. Sie erfolgte in Übereinstimmung mit dem damaligen kulturellen Konsens. So lässt sich anhand der zwei Auflagen der „Therapie sexueller Störungen“ und des vorliegenden Buches ein Stück Zeitgeschichte verfolgen. Das vorliegende Buch ist in seiner Gesamtheit wesentlich durch die Beachtung der Differenz in der Entwicklung der beiden Geschlechter bestimmt. Es ist somit auf der Höhe der Zeit, was man leider aus feministischer Sicht nur von relativ wenigen wissenschaftlichen Lehrbüchern sagen kann.

Die Betrachtung der unterschiedlichen geschlechtlichen Entwicklung von Männern und Frauen könnte aber angesichts der aktuellen feministischen Debatte mit ihrer starken poststrukturalistischen Strömung, die die Differenz zwischen den Geschlechtern von einer dekonstruktivistischen Position aus erneut in Frage stellt (vgl. Butler 1991; Benhabib et al. 1993), bald schon wieder theoretisch überholt sein. Denn die Zweigeschlechtlichkeit wird jetzt selbst innerhalb der Psychoanalyse, zumindest in den USA, immer stärker als gesellschaftliche und kulturelle Übereinkunft diskutiert, die den multigeschlechtlichen Identifizierungen des Individuums nicht gerecht werde. Folglich soll deren Dekonstruktion betrieben werden, um den Individuen Lebenspraxen zu eröffnen, die nicht mehr an dem polaren System der Zweigeschlechtlichkeit orientiert sind. So schreibt Lewis Aron (1995: ?0): Da nach Butler „tatsächlich“ beide, „Geschlecht und Geschlechtsidentität, kulturell bedingt sind, fällt der Unterschied zwischen ihnen weg, und es gibt keinen Grund, Geschlecht oder Geschlechtsrolle auf jeweils zwei zu beschränken“. Ein solcher Satz scheint unserer Erfahrung zuwiderzulaufen, nach der wir tagtäglich mit zwei

Geschlechtern konfrontiert sind. Die Aufhebung der Zweigeschlechtlichkeit zu postulieren wirkt vielleicht ebenso realitätsfern wie einst die Relativitätstheorie Einsteins, die das Newtonsche Weltbild ablöste - obwohl wir nach wie vor damit leben müssen, dass uns Dinge auf den Kopf fallen können. Dass das Infragestellen der Zweigeschlechtlichkeit keineswegs nur eine theoretische Spielerei ist, zeigt ein Blick in die klinische Praxis.

Stellen wir uns eine Frau vor, bei der im Verlauf einer psychoanalytischen Behandlung ein sexuelles Problem („Frigidität“) deutlich wird. Sie hat drei Kinder, ist mehr oder weniger glücklich verheiratet, hat ihr Leben ganz in den Dienst von anderen gestellt und sich den Wünschen ihres Mannes untergeordnet. Vor knapp hundert Jahren, zur Zeit Freuds, wäre ihre sexuelle Symptomatik mit relativ hoher Wahrscheinlichkeit vom Analytiker als mangelnde Fähigkeit zur sexuellen Hingabe interpretiert und auf eine Störung ihrer psychosexuellen Entwicklung als Frau zurückgeführt worden. Diese Frau, so hätte der Therapeut gemutmaßt, hält innerlich an ihrer phallischen Vorstellung von sich fest und hat diese Phantasie nicht wirklich in den Wunsch nach einem Kind umwandeln können; sie hat sich ihrem weiblichen Schicksal nicht ergeben. Freud erkannte zwar, dass diese Passivität nicht konfliktfrei sein konnte, sah darin aber weniger ein kulturelles Problem. Die Probleme der psychosexuellen Entwicklung der Frau schienen aus dem Konflikt zwischen Triebwünschen einerseits (zu deren erlaubter Realisierung Frauen aber das passende Geschlechtsorgan, der Penis, fehlte) und der weiblichen, penislosen Natur andererseits zu resultieren, einer Natur, die sie zur Passivität verdammt und es letztlich erforderlich machte, dass Frauen ihre Triebwünsche in den Wunsch nach Hingabe umwandelten. Diesen Wunsch sollten sie lustvoll erleben.

Heute würde bei einer solchen Problematik zunächst das anachronistisch wirkende geschlechtskonforme Verhalten auffallen. Ein solches Verhalten würde nicht mehr als gelungene Weiblichkeit, als Zeichen psychosexueller Reife interpretiert, sondern, folgt man Louise Kaplan (1991), als geschlechtliche Perversion angesehen werden, die der Abwehr aggressiver Impulse dient. Die Verleugnung der eigenen Aggressivität und der eigenen Wünsche würde im Hinblick auf die sexuelle Symptomatik problematisiert werden. Um die sexuelle Symptomatik aufzulösen, wäre nach heutiger Auffassung nicht ein Mehr an Passivität notwendig, um zur „Vollendung“ der Weiblichkeit zu gelangen, sondern ein Zugang zur eigenen Aggressivität, welche lange Zeit als genuin männliche Eigenschaft galt.

Zu Freuds Zeiten schien klar zu sein, was ein Mann und was eine Frau ist. Heute ist dies nicht mehr der Fall. Die geschlechtliche Polarisierung hat auf der psychischen Ebene ihren zwingenden Charakter eingebüßt. Blicke also der Körper, die Differenz zwischen Vagina und Penis, zwischen Gebärfähigkeit und größerer Körperkraft. Diese Differenz aber zu einer wesentlichen Grundlage von Identität zu machen, erscheint etwas dürftig, wenn man sie gedanklich von der gewohnten kulturellen Verklärung und dem Machtverhältnis zwischen Männern und Frauen befreit. Bei nüchterner Betrachtung muss man konstatieren, dass diese Differenz in hoch technisierten Gesellschaften das Leben des Einzelnen eigentlich wenig bestimmen kann, Gesellschaften, in denen sowohl die Gebärfähigkeit als auch die Muskelkraft im Lauf eines Lebens immer seltener „zum Einsatz“ kommt. Ich will damit nicht sagen, dass das Wahrnehmen der geschlechtlichen Differenz nicht auch Neid hervorruft. Mit Irene Fast (1991) bin ich aber der Meinung, dass sich dieser Differenzierungsprozess nicht

notwendigerweise von anderen psychischen Differenzierungsprozessen (wie z. B. in Selbst und Andere) unterscheidet, in deren Verlauf zunächst die Verleugnung der Differenz im Vordergrund steht, gefolgt von einem wütenden Protest, der schließlich zu einer Verarbeitung des Verlustgefühls führt. Die kulturelle Verschiedenheit von Männern und Frauen, die sich aus der Tradierung des patriarchalen Geschlechterverhältnisses ergibt, wiegt jedenfalls schwerer als die körperliche Differenz, die kulturell an Bedeutung verliert und ihre gesellschaftliche Relevanz zunehmend einbüßt. Dies ist sicher auch ein Grund dafür, dass die Emanzipationsbestrebungen von Frauen in den zurückliegenden Jahrzehnten in den westlichen Industriegesellschaften eine so große Durchschlagskraft entfalten konnten. Durch die veränderten gesellschaftlichen Produktionsbedingungen geriet das traditionell patriarchal strukturierte Geschlechterverhältnis zunehmend unter Legitimationsdruck (vgl. Düring 1995).

Wenn ich im Folgenden über die Probleme der psychosexuellen Entwicklung von Frauen nachdenke, so setze ich voraus, dass sich diese Entwicklung im zeitspezifischen Kontext begreifen lässt, ja stärker noch, dass die spezifischen Konflikte in der weiblichen Entwicklung Zeitgeschichte sind.

Bisexuelle Vollkommenheitsphantasien

Mit dem 18. Lebensmonat, mit dem Beginn der Sprachentwicklung, wenn das Kind in der Lage ist, Differenzen symbolisch zu fassen, das heißt, wenn es in die symbolische Ordnung eintritt, gilt auch die Zuordnung zu einem Geschlecht als irreversibel abgeschlossen (vgl. Money und Ehrhardt 1975). Dies heißt aber nicht, dass quasi von innen heraus ein sicheres Gefühl, zu einem der beider Geschlechter zu gehören, entstanden wäre, vielmehr dass eine Zuordnung zunächst entlang der symbolischen Ordnung der Zweigeschlechtlichkeit erfolgt ist. Die symbolische Ordnung, die durch die Sprache bestimmt ist, legt fest, was bezeichnet werden kann und was nicht. Das, was nicht bezeichnet, nicht symbolisiert werden kann, wird unbewusst und gelangt nicht mehr ins Bewusstsein, denn es ist aus dem gesellschaftlichen und kulturellen Konsens ausgeschlossen. Aus der Sicht des Kindes, das in die symbolische Ordnung eintritt, lässt sich die Konfrontation mit der Tatsache, dass es zwei Geschlechter gibt, als Konfrontation mit zwei leeren Containern vorstellen, die unterschiedlich markiert sind (Container im umgangssprachlichen, nicht im Bionischen Sinn). Dem Kind fällt die Aufgabe zu, sich einem der beiden Container richtig (im Sinn seiner Körpergeschlechtlichkeit) zuzuordnen und seine bisherigen Erfahrungen gemäß dieser beiden Container, die für die Geschlechterordnung stehen, zu reorganisieren und zu sortieren. Die Erfahrungen, Wünsche, Bestrebungen des Mädchens, die nicht in den Container mit der Markierung „weiblich“ passen, müssen als nicht zur eigenen Person gehörend erkannt werden. Das Gefühl einer sicheren und kohärenten Geschlechtsidentität, (das in diesem Prozess entsteht, resultiert also aus der Leugnung eines Teils des Selbst. Virginia Goldner (1995) spricht in diesem Zusammenhang von einem universellen falschen Selbstsystem, das in Übereinstimmung mit der Regel des Zweigeschlechter-Systems erzeugt wird, dem Erleben des Individuums aber nicht entspricht.

Der Prozess, den ich gerade beschrieben habe, vollzieht sich nun keineswegs auf einen Schlag. Auch nach dem 18. Lebensmonat leben Mädchen wie Jungen

mit der Phantasie einer bisexuellen Vollkommenheit. Mädchen wie Jungen wähnen sich im Besitz beider Geschlechtsorgane. Das Mädchen hat die Phantasie, dass sie in ihrem Körperinneren einen Penis hat, das heißt, die innere Repräsentanz ihres Körpers ist bigeschlechtlich. Beim Jungen ist dies, entgegen der Annahme Freuds und Melanie Kleins, keineswegs anders. So zeigte mir ein kleiner Junge von drei Jahren genau die Stelle hinter seinen Hoden, von der er sicher annahm, dort seine „Möse“ zu finden. Auch er hatte eine bigeschlechtliche genitale Repräsentanz von seinem Körper. Dies hat sicher etwas damit zu tun, dass das weibliche Geschlechtsorgan heute, zumindest in weiten Kreisen der Mittelschicht, genauso selbstverständlich benannt wird und symbolisch repräsentiert ist wie der Penis. Insofern ist es auch richtig, Penis und Vagina als äquivalente Geschlechtsorgane bei Kindern anzusehen, deren Nichtbesitz gleichermaßen Neid hervorruft. Das hat weit reichende theoretische Implikationen, denn die klassische Psychoanalyse fußt wesentlich auf der Annahme, dass in der kindlichen Entwicklung ausschließlich der Penis als Genitale wahrgenommen und symbolisch repräsentiert werde, während die Vagina erst in der Pubertät entdeckt werden soll (vgl. auch Poluda in Kap. 5). Die Annahme eines solchen frühen phallischen Monismus findet ihren Ausdruck auch in der nach wie vor üblichen Analogisierung von Penisneid und Neid auf die Gebärfähigkeit der Frau, durch die implizit wieder nahe gelegt wird, dass das Mädchen nichts habe. Der Neid auf die zukünftige Gebärfähigkeit des Mädchens hat jedoch nach meiner Auffassung seine Entsprechung vielmehr in dem Neid auf die muskuläre Überlegenheit des Mannes, die vom Mädchen antizipiert wird.

Auch wenn Jungen und Mädchen wissen, dass sie ein Junge bzw. ein Mädchen sind, heißt dies also nicht, dass sie damit die biologische Eingeschlechtlichkeit anerkannt haben und sich umstandslos in die Geschlechterordnung einfügen. „Ihre Vorstellungen von sich als Junge` oder Mädchen` sind nach wie vor unbegrenzt“, schreibt Irene Fast (1991: 110), die aber annimmt, dass Kinder mit zunehmender kognitiver Reifung auch im geschlechtlichen Bereich ihren Narzissmus überwinden und sich von der Vorstellung verabschieden, dass ihnen sämtliche sexuellen und geschlechtlichen Möglichkeiten offen stehen. Diese Sichtweise findet in der neueren Diskussion innerhalb der Psychoanalyse nur noch wenig Zustimmung (vgl. Benjamin 1995); man nimmt vielmehr an, dass vorherige Besetzungen erhalten bleiben, auch wenn neue dazukommen. So schließen die bisexuellen Vollkommenheitsphantasien und die Anerkennung des biologischen Geschlechtsunterschieds einander nicht automatisch aus. Das Schicksal bisexueller Vollkommenheitsphantasien kann sich sowohl unter bestimmten individuellen als auch unter gewandelten kulturellen Bedingungen verändern, dann nämlich, wenn „männlich“ und „weiblich“ nicht mehr als einander ausschließende Wesenheiten gedacht und empfunden werden. Der dreijährige Junge, von dem ich sprach, würde mit fortschreitendem Entwicklungsprozess nicht mehr seine „Möse“ in seinem Körper suchen, könnte diese Vorstellung aber als lustvolle sexuelle Phantasie erhalten und müsste sie nicht (etwa mit der sexuellen Erniedrigung von Frauen) abwehren, weil eine solche Phantasie mit seiner Vorstellung von Männlichkeit unvereinbar wäre.

Der Ödipuskomplex als Matrix von Identifikation und Begehren

Im Verlauf des Ödipuskomplexes soll es zu einer Identifikation mit dem gleichgeschlechtlichen Elternteil kommen, während das Begehren auf den

gegengeschlechtlichen Elternteil gelenkt wird. Identifikation und Begehren sind in dieser Vorstellung aneinander gekoppelt: Eine weibliche Geschlechtsidentität kann sich nur herstellen, indem ein Mädchen heterosexuell begehrt. Der Ödipuskomplex beginnt für das Mädchen „negativ“, das heißt, sie begehrt wie der Junge als erstes Objekt ihre Mutter. Nach Freud stellt dies aber kein lesbisches Begehren im engeren Sinne dar, da das Mädchen die Mutter aus einer phallischen Position heraus begehrt; in dieser Phase nimmt sie noch an, dass sie einen Penis besitzt. Um weiblich zu werden, muss sie ihre Penislosigkeit, ihre „Kastration“, akzeptieren und den geschlechtlich vollkommenen Vater begehren. Dadurch findet sie den Weg zur Identifikation mit der geschlechtslosen, aber gebärfähigen Mutter, an deren Stelle sie treten will (vgl. Poluda in Kap. 5). Auch wenn Freud feststellte, dass eine solche Darstellung zu schematisch ist und der Komplexität des Erlebens nicht gerecht wird, unterwarf er sich letztlich doch dem kulturellen Tabu der Homosexualität: „[...] der Knabe hat nicht nur eine ambivalente Einstellung zum Vater und eine zärtliche Objektwahl für die Mutter, sondern er benimmt sich auch gleichzeitig wie ein Mädchen, er zeigt die zärtliche feminine Einstellung zum Vater und die ihr entsprechende eifersüchtig-feindselige gegen die Mutter“ (Freud 1923: 300).

Heute würde man selbstverständlich nicht mehr sagen, dass der Junge sich „wie ein Mädchen benimmt“, wenn er den Vater begehrt, oder dass das Mädchen in phallischer Selbstverknennung handelt, wenn sie die Mutter begehrt, sondern postulieren, dass homo- und heterosexuelles Begehren ebenso wie eine geschlechtsübergreifende Identifikation nebeneinander bestehen. Aus dieser Perspektive betrachtet, erscheint es sinnvoller, den Ödipuskomplex als ein „bisexuelles Dreieck“ (Deutsch 1948) anzusehen, in dem objektlibidinöse Strebungen und narzisstisch-identifikatorische Besetzungen in alle geschlechtlichen Richtungen rotieren (vgl. Düring 1993). Wenn dennoch angenommen wird, dass der Ödipuskomplex zur ausschließlich gleichgeschlechtlichen Identifizierung und zum ausschließlich heterosexuellen Begehren führt, so kann dies nur bedeuten, dass das „homosexuelle Tabu“ entgegen den ursprünglichen Strebungen des Individuums seine Wirkung entfaltet, wodurch das Individuum seine frühe gegengeschlechtliche Identifizierung und sein homosexuelles Begehren verleugnen muss. Mit Abschluss des Ödipuskomplexes soll die Bisexualität in eine klare Dichotomie Männlichkeit/Weiblichkeit aufgelöst werden, um das Ziel der Geschlechtskonsistenz und der genitalen Hegemonie zu erreichen (vgl. Bassin 1995). Die weibliche wie die männliche Geschlechtsidentität wird wesentlich durch das Befolgen des Homosexualitätstabus mit der heterosexuellen Positionierung hergestellt. Kulturell hat es die Funktion, für die Fusion von polarisierten Geschlechtsrollen und biologischem Geschlecht zu sorgen und die patriarchale Geschlechterordnung, die auf der Polarisierung der Geschlechtsrollen beruht, zu tradieren (vgl. Morgenthaler 1980; Benjamin 1982; Butler 1995).

Für das Mädchen bedeutet dies: Sie wird von einer Mutter, die sich dem Tabu der Homosexualität unterworfen hat, in ihrem Begehren aufgrund ihres Geschlechts zurückgewiesen. Dies muss sie als Entwertung ihres Geschlechts, wenn nicht sogar ihrer Person erleben. Auf diese Weise wird die Entwertung des weiblichen Geschlechts zugunsten des männlichen von der Mutter an die Tochter weitergegeben (vgl. Poluda-Korte 1993). Zugleich soll das Mädchen die Identifikation mit dem Vater aufgeben, mit dem im traditionellen Ge-

schlechterverhältnis Autonomie und Macht verbunden sind, um aus der heterosexuellen Position heraus den Vater begehren zu können.

Das Problem der Kerngeschlechtsidentität

In der neueren psychoanalytischen Literatur (vgl. Benjamin 1995) wird die Geschlechtsidentität als Paradoxon betrachtet: Einerseits brauchen wir eine feste Geschlechtsidentität; hier wird dann häufig auf die „Kerngeschlechtsidentität“ (Stoller 1968) im Sinn eines sicheren Wissens um die eigene körperliche Männlichkeit bzw. Weiblichkeit zurückgegriffen. Andererseits brauchen wir eine geschlechtliche Vielfalt, die es uns erlaubt, nicht in starre, normative Geschlechtsrollen zu verfallen, eine Flexibilität, die unseren mannigfaltigen geschlechtsübergreifenden Identifizierungen Rechnung trägt.

Aus klinischer Sicht ist dies sicher richtig, und es entspricht unserer Alltagserfahrung. Wir brauchen ein sicheres Gefühl, wer wir sind, wir brauchen das Gefühl eines kohärenten Selbst, auf das wir als sichere Bastion zurückgreifen können, wenn äußere Reize und innere Affekte uns zu überfluten oder zu zerreißen drohen, um nicht psychisch zu dekompensieren. Dennoch halte ich eine solche klinisch richtige Beobachtung für theoretisch falsch, denn die klinische Erfahrung lehrt lediglich, dass das Gefühl von Identität eine lebensnotwendige Abwehrfunktion hat, ohne die wir nicht leben können. Das heißt aber nicht, dass Identität einen früh gebildeten, sicheren, unveränderbaren Kern hat, sondern sagt lediglich etwas darüber aus, wie verlässlich und sicher die Abwehr funktioniert. Bei der Kerngeschlechtsidentität geht es zudem nicht darum, ein bestimmtes Geschlecht zu haben, sondern es geht um dessen innere, psychische Besetzung. Es reicht nicht aus, abstrakt zu wissen, dass man körperlich eine Frau oder ein Mann ist; dies muss vielmehr subjektiv auch entsprechend empfunden werden, um von einer Kerngeschlechtsidentität sprechen zu können. Wenn eine Kerngeschlechtsidentität zu haben aber von der Fähigkeit zur inneren Besetzung abhängt, kann diese nicht für immer unerschütterlich sein, sondern ist notwendigerweise fragil und von äußerer Anerkennung abhängig.

Insofern halte ich den Terminus „Kerngeschlechtsidentität“ für irreführend, da er etwas Wesenhaftes, Unerschütterliches impliziert, das aus dem gesellschaftlichen Produktionsprozess von Geschlechtlichkeit ausgeschlossen ist. Um mich als Frau fühlen zu können, muss ich auch von anderen als Frau erkannt werden. Wer als Frau gesehen wird, hängt wiederum ganz entscheidend von den kulturellen Übereinkünften ab. Um das Gefühl von Geschlechtsidentität erlangen zu können, müssen wir, überspitzt formuliert, die kulturell möglichen Bilder von Frauen imitieren, die kulturelle Differenz zwischen Männern und Frauen in uns aufnehmen und unser Begehren nach Möglichkeit in die „richtige“, das heißt heterosexuelle Richtung lenken. Wenn es so etwas wie eine sichere Kerngeschlechtsidentität gäbe, müsste dann die eigene Geschlechtlichkeit immer wieder so auffällig und oftmals aufwendig in Szene gesetzt werden?

Überschreitung der Geschlechtergrenzen

Um das bisher Gesagte zu illustrieren, möchte ich einige Beispiele von Frauen anführen, die ich in einer Untersuchung über die Adoleszenz zu ihren

Konflikten mit der kulturellen Form der Zweigeschlechtlichkeit befragt habe (vgl. Düring 1993). Für das Verständnis der psychosexuellen und der Geschlechtsidentitätsentwicklung von besonderem Interesse sind jene Frauen, die ich als „wilde Mädchen“ bezeichnet habe.

Die „wilden Mädchen“ sagen übereinstimmend, dass sie in ihrer Kindheit „wie ein Junge“ bzw. „lieber ein Junge“ gewesen wären oder sich „wie ein Junge gefühlt“ hätten. Sie wussten, dass sie Mädchen waren, fühlten sich aber wie Jungen oder wollten Jungen sein. Dies setzt die Aneignung der symbolischen Form der Zweigeschlechtlichkeit voraus und bricht sie zugleich. Das Selbstbild der „wilden Mädchen“ stimmt nicht mit den vorgefundenen Bildern von Mädchen überein. Sie können ihr Erleben nicht symbolisieren, da es offenbar aus dem kulturellen Konsens über Weiblichkeit ausgeschlossen ist, und müssen deshalb auf die Hilfskonstruktion des Vergleichs mit dem anderen Geschlecht zurückgreifen. Keines der Mädchen schien dies jedoch während der Kindheit als konflikthaft empfunden zu haben; jedenfalls schränkte die Tatsache, dass sie weiblichen Geschlechts sind, ihre Aktivitäten nicht ein. So waren sie häufig Anführerinnen von Kinderbanden oder Mannschaftskapitäninnen, spielten mit Jungen Fußball (womit sie symbolisch die Geschlechtergrenze überschritten), streunten allein zu Fuß oder mit dem Fahrrad durch die Gegend und genossen ihre Freiheit, was das Spielen mit Puppen und den Kontakt mit anderen Mädchen nicht notwendigerweise ausschloss. Die „wilden Mädchen“ durchschritten die geschlechtsgetrennten Räume; die kulturellen Barrieren waren für sie noch unsichtbar. Mit Irene Fast (1991) könnte man sagen, sie lebten noch im Gefühl ihrer bisexuellen Vollkommenheit, denn es schienen ihnen alle Möglichkeiten offen zu stehen.

Wie konnte es dazu kommen, dass diesen Mädchen innerhalb der symbolischen Ordnung der Zweigeschlechtlichkeit so viel Raum blieb? In der Untersuchung wurde deutlich, dass die „wilden Mädchen“ im Vergleich zu anderen Mädchen in ihrer Bewegungsfreiheit sehr viel weniger eingeschränkt wurden. Dies geschah keineswegs aufgrund von hehren Erziehungsidealen, sondern war vielmehr situationsbedingt: Einige Eltern waren so von ihrem eigenen Leid absorbiert, dass sie ihre Kinder kaum wahrnahmen; andere Eltern mussten einfach arbeiten und waren zu beschäftigt, um sich viel um die Kinder kümmern zu können. Gleichzeitig waren die „wilden Mädchen“ aber auch von häuslichen Verpflichtungen weitgehend freigestellt. So mussten sie weder auf kleinere Geschwister aufpassen noch wurden sie übermäßig zur Erledigung von Haushaltsaufgaben herangezogen und so in die Familie eingebunden. Die Kehrseite davon war, dass diese Mädchen so etwas wie Geborgenheit im Schoß der Familie vermissten. Sie waren früh auf sich selbst gestellt, konnten diesen Mangel zum Teil aber in Kindergruppen kompensieren oder die Sehnsucht nach Geborgenheit erfolgreich abwehren - durch ihre Flucht in die Freiheit und durch das Erleben ihrer eigenen Kraft, die in Auseinandersetzung mit Jungen erprobt wird und notwendig ist, um sich in der weiten Welt behaupten zu können: eine Abwehrstrategie regressiver Bedürfnisse, die gemeinhin als typisch männlich angesehen wird (vgl. Hagemann-White 1984; Schmauch 1987). Die Möglichkeit der „wilden Mädchen“, ihre „männlichen“ Identifizierungen aufrechterhalten zu können, ist sowohl Freiheit als auch Notwendigkeit. Aber damit allein ist die Frage nach der Fortschreibung der geschlechtsüberschreitenden Identifikation und der bisexuellen Vollkommenheit im symbolischen Sinn noch nicht beantwortet. Als mindestens ebenso wichtig erweist sich die

Beziehungskonstellation im ödipalen Dreieck. Ich möchte die Beziehungsdynamik, das Ineinanderfließen von Identifikation und Begehren, an einer Fallvignette veranschaulichen.

Die „wilden Mädchen“ sind so genannte Vätertöchter. Die Väter nahmen ihre Töchter oft mit in ihre Welt und ließen sie an ihrer Arbeit teilhaben. So erzählte mir eine Patientin im Verlauf einer Behandlung, die sie aufgrund von Ängsten aufsuchte, dass ihr Vater ihr eine kleine Mistforke gebaut hatte, so dass sie mit ihm zusammen, auf dem Misthaufen stehend, Mist schaufeln konnte. Bei der Schilderung dieser Erinnerung war die Patientin sehr berührt. Der Vater, der ebenso wie die Mutter kaum Zeit hatte, machte extra etwas für sie. Er ließ sie an einer Arbeit teilhaben, von der Frauen im Allgemeinen ausgeschlossen sind. Es entstand eine Intimität zwischen Vater und Tochter, von der die Mutter wie alle anderen Frauen ausgeschlossen war. Die Patientin hatte oft erlebt, dass ihr Vater über Frauen im Dorf herzog und sie herabwürdigte, auch die Mutter sparte er nicht aus, die sich gegen ihre Entwürdigung als Frau kaum zur Wehr setzte. Die Patientin grenzte sich innerlich und äußerlich von diesen mit weiblichen Attributen ausgestatteten Frauen ab, die der Vater so offen verachtete. Sie schien ihm ähnlicher und in dieser Ähnlichkeit vom ihm begehrt zu sein.

Grenzen in der Pubertät

Die Pubertät geht für die meisten „wilden Mädchen“ mit einer traumatischen Veränderung einher. Nicht nur, dass ihre Freiheiten auf einmal eingeschränkt werden und sie stärker als in der Kindheit überwacht werden; in der Pubertät zerbrechen auch ihre bisexuellen Vollkommenheitsphantasien, denn kulturell wie innerfamiliär wird jetzt auf eine Identifikation mit der weiblichen Geschlechtsrolle gedrungen. Mut, Stärke, Autonomie und Durchsetzungsvermögen gehören von nun an zur männlichen Geschlechtsrolle und scheinen mit der weiblichen zu kollidieren, wenn es um das sexuelle Begehrtwerden geht. Alle „wilden Mädchen“, die ich befragte, berichteten, dass sie das Gefühl hatten, sich entscheiden zu müssen: entweder blieben sie in der „Kumpelrolle“, was das sexuelle Begehrtwerden ausschloss, oder sie verzichteten auf einen ihnen sehr wichtigen Teil ihrer Persönlichkeit, der jetzt als männlich galt. Einige „wilde Mädchen“ verdrängten diesen Teil ihrer Persönlichkeit so vollständig, dass sie später als erwachsene Frauen das Gefühl hatten, auch als Kind schon ängstlich und zurückgezogen gewesen zu sein. Eine der befragten Frauen beschreibt diese Verdrängungsleistung im Nachhinein sehr eindrucksvoll:

„Plötzlich wird mir klar, dass meine Kindheit sehr aktiv war und ich selbst sehr kämpferisch; spielte viel mit Jungs, aber auch mit Freundinnen. Ich war stets eine der Anführerinnen. Interessant finde ich, dass ich mir jetzt erst wieder klar darüber werde. In den letzten Jahren standen andere Erinnerungen (ich hatte es ganz verdrängt, denn es durfte ja nicht sein) im Vordergrund. Ja, vor allem Ängste, Schuldgefühle, Angst vor Autoritäten. Erinnerungen, dass ich sehr viel alleine war. Dies wurde aber erst in der Pubertät zu einem Problem - vorher konnte ich damit umgehen. Ich hatte immer Freunde, plötzlich sollte es anders sein.“

Die Erinnerung an diesen Teil ihrer selbst setzte wieder ein, als sie sich an ein Ereignis erinnerte, das der Verdrängung vorausging: Ihr Vater hatte ihr nach einer Auseinandersetzung gedroht, er werde sie umbringen, wenn sie es wagen sollte, ihm weiterhin zu widersprechen. Für sie als Mädchen bedeutete dies, er werde sie umbringen, wenn sie sich nicht, wie sie es bei ihrer Mutter erlebt hatte, seinem Willen unterwarf. Der Vater machte ihr klar, dass sie als pubertierendes Mädchen, das zur Frau wird, nicht mehr länger einen

Sonderstatus bei ihm hatte, sondern zu den Frauen gezählt wurde, mit allen Konsequenzen, die daraus erwachsen.

Während dieser Vater die Identifikation des Mädchens in der Pubertät brutal zurückwies und von seinem Begehren nichts mehr übrig zu bleiben schien, wichen in anderen Fällen die Väter vor ihrem eigenem Begehren zurück, das, von der Pubertät der Tochter an, offenbar als bedrohlich erlebt wurde. Ein „wildes Mädchen“ berichtete:

„Das Verhältnis zu meinem Vater war gestört, seit ich Menses bekommen hatte. Vorher hat er mich immer nackt durch die Wohnung getragen. Dann hat er gesagt, ich bin jetzt eine erwachsene Frau und sollte mich an meine Mutter halten. Ich dachte mir, diese blöde Kuh. Da habe ich überhaupt nichts zu suchen.“

Sich mit der Mutter zu identifizieren hat etwas sehr Bedrohliches für die „wildes Mädchen“, denn sie haben die Beziehung der Eltern in der Regel als sehr hierarchisch erlebt. Der Vater hatte das Sagen, die Mutter war ihm in allem untergeordnet. Sie ließ über sich bestimmen und glich dabei in ihrer

Ohnmacht und in ihrem Ausgeliefertsein eher einem Kind als einer Erwachsenen. Weiblichkeit schien dem kulturellen Konsens gemäß, dem die Mütter entsprochen hatten, mit Unterwerfung, der Aufgabe von eigenen Wünschen und Vorstellungen und mit Passivität verbunden zu sein. Die Identifikation mit dem Vater war somit für die „wildes Mädchen“ auch die Identifikation mit dem Aggressor, die sie innerlich davor schützte, wie die Mutter zu seinem Opfer zu werden.

Meiner Erfahrung nach ermöglicht die besondere psychosexuelle Entwicklung der „wildes Mädchen“ auch eine lesbische Entwicklung, da es sehr viel später zu einer Trennung von Identifikation und Begehren kommt und eine weibliche Geschlechtsidentität nicht mehr durch eine klare heterosexuelle Positionierung, gegen den Willen der heranwachsenden Mädchen, hergestellt werden kann (vgl. Düring 1994). So zeigten jedenfalls die meisten „wildes Mädchen“ erhebliche Widerstände, sich auf heterosexuelle Verhältnisse zu Jungen einzulassen, was für sie bedeutete, sich eindeutig weiblich zu verorten und auf identifikatorische männliche Anteile zu verzichten. An den „wildes Mädchen“ lässt sich der Prozess der Verleugnung der gegengeschlechtlichen Identifikation und damit einhergehend die Heterosexualisierung des Begehrens sehr gut nachvollziehen, da dieser Prozess bei ihnen erst in der Pubertät, sozusagen bei vollem Bewusstsein, einsetzt. Andere Mädchen werden sehr viel eher dazu gebracht, ihre als männlich etikettierten Anteile ihrer Persönlichkeit zu verleugnen und eine scheinbar eindeutige Geschlechtsidentität zur Schau zu tragen.

Sexuelle Symptomatik

Während Frauen mit der Persönlichkeitsstruktur eines „wildes Mädchen“ ihre Ambivalenz gegenüber heterosexuellen Beziehungen häufig in einen Zusammenhang mit ihrer Angst vor Unterwerfung und mit dem subjektiv erlebten Verlust ihrer Aggressivität und Aktivität bringen können, ist dieser Zusammenhang bei anderen Frauen oftmals verdeckter und kann sich als sexuelle Symptomatik äußern: in der Unlust, sich überhaupt auf den Geschlechtsverkehr

einzulassen, in Orgasmusstörungen oder im Vaginismus. Ein Beispiel soll dies veranschaulichen:

Eine 39-jährige Frau kam wegen eines Vaginismus zusammen mit ihrem Partner zu mir in die Praxis. Sie hatte ihren Mann mit 19 Jahren geheiratet und beide besaßen damals keine sexuelle Erfahrung. Das Paar unternahm in den ersten 17 Ehejahren etwa 30-mal den Versuch, miteinander zu schlafen. Die Patientin reagierte mit einem Vaginismus, der den Verkehr unmöglich machte. Der Partner zeigte sich zunehmend in seiner sexuellen Potenz verunsichert und zog sich mit dem Gefühl, seiner Partnerin nicht gewachsen zu sein, zurück. Das Paar vermied in den darauf folgenden Jahren jede sexuelle Begegnung.

Beide Partner schienen sexuell sehr gehemmt zu sein. Sie waren nicht in der Lage, über ihre Probleme zu sprechen. Als das Paar in die Behandlung kam, hatte der Mann eine andere Frau kennen gelernt, mit der er sexuell verkehren konnte. Beide wurden durch dieses Ereignis aufgerüttelt und erneut mit ihren sexuellen Problemen konfrontiert. Aus der Vorgeschichte der Patientin, auf die ich mich in meiner Darstellung beschränken möchte, ergaben sich folgende Anhaltspunkte für die Symptombildung: Der Vater der Patientin war, ihrem Erleben nach, ein

geistig beschränkter und psychisch äußerst labiler Mann. Er war in hohem Maß abhängig von seiner Frau. Dies durfte jedoch nicht offen zutage treten, da er, wie auf jede Kritik, mit heftigen Zornesausbrüchen und tiefer Verstimmung reagierte. Die Patientin war ebenso wie die Mutter darauf bedacht, alle Anlässe zu vermeiden oder vorwegzunehmen, die den Vater kränken könnten. Statt sich aggressiv mit ihm auseinander zu setzen, versuchten Mutter wie Tochter, seine Stimmungen zu kontrollieren.

Der Patientin war es unangenehm, sich ihre Verachtung und ihre Wut auf den Vater einzugestehen. Sie wiederholte mehrfach, dass sie solche Gefühle nicht haben sollte und dass ihr Vater eigentlich ja ein liebenswürdiger Mensch sei. Während die Patientin beruflich sehr erfolgreich ist, dort selbstbewusst, entschieden und durchsetzungsfähig auftritt, verhält sie sich gegenüber ihrem Partner eher zurückhaltend, lässt über sich bestimmen, und es fällt ihr schwer, sich mit ihren Wünschen direkt durchzusetzen; stattdessen versucht sie, ihn indirekt in ihre Richtung zu lenken. Ihr Partner wirkt ihr gegenüber einerseits dominant, kritisch und entwertend, andererseits ist aber auch spürbar, dass er subjektiv aus der unterlegenen Position heraus agiert und sich oftmals wie ein Junge verhält, der sich gegen die Kontrolle seiner Mutter wehrt.

Wie häufig bei vaginistischen Reaktionen wird in dem Symptom die Angst vor den eigenen zerstörerischen Aggressionen gebunden. Die Patientin hat die unbewusste Phantasie, den eindringenden Penis zu zerstören, und schützt ihren Partner mit dem Vaginismus vor dem Zerstörtwerden und sich selbst vor dem Gewährwerden ihres aggressiven Potenzials. Der Patient teilt diese Phantasie unbewusst, misstraut gewissermaßen zu Recht ihrer Friedfertigkeit, flüchtet vor einer sexuellen Beziehung zu ihr und versucht, seines Gefühls der Bedrohung durch die Entwertung ihrer Person Herr zu werden.

In der Paardynamik spalten sich Aggressivität und Kontrolle nach den Geschlechterklischees auf. Meiner Erfahrung nach ist es nicht sinnvoll, diese Aufspaltung zu perpetuieren, indem man die Patientin vor allem darin unterstützt, ihrem Partner Grenzen zu setzen, wie Margret Hauch (1994) und Carmen Lange (1994) es vorschlugen. Die Patientin sollte ermutigt werden, die Grenze zu überschreiten und in den männlich besetzten Raum konkret wie symbolisch

einzutreten, das heißt, ihren Partner lustvoll anzugreifen und mit ihrer Aggressivität zu experimentieren.

Während der Behandlung (einer Paartherapie; vgl. dazu Schmidt in Kap. 13) wurde sich die Patientin ihrer Angst vor der eigenen Aggressivität bewusst. Ich ermutigte sie, sich in den Übungen ihres Partners aggressiv zu bemächtigen und sich der lustvollen Seite daran zu öffnen. Beide Partner erfuhren, dass offen ausgedrückte Aggressivität nicht zerstörerisch sein muss, sondern ebenso wie Zärtlichkeit ein Bestandteil von Lust ist. Die Patientin konnte erleben, dass sie ihren Partner mit ihrer Aggressivität nicht zerstört, wenn sie in der Sexualität ihrer Triebhaftigkeit freien Lauf lässt. Der Patient konnte mit der offenen Aggressivität seiner Partnerin, die sich nicht auf die Sexualität beschränkte, erstaunlich gut umgehen; er erlebte seine Partnerin als weniger bedrohlich, da das, was vermeintlich in ihr schlummerte, offen zutage trat und nicht länger Anlass für monströse Phantasien war.

Wenn es in der Therapie gelingt, die verdrängten Persönlichkeitsanteile neu zu beleben und die Lust an Aggressivität mit dem Bild als Frau' zu vereinen, ergeben sich oft erstaunliche Wendungen, die der Klischees von weiblicher Sexualität geradezu spotten.

So inszenierte eine andere Patientin, die auf Drängen ihres Partners wegen ihrer sexuellen Lustlosigkeit zusammen mit ihm bei mir eine Paartherapie machte, gegen Ende der Behandlung ihre sexuellen Zusammenkünfte so, dass sie ihren Mann mal eben kurz unter der Dusche (oder wenn ihre gemeinsamen Kinder im Anmarsch waren) verführte. Sie überrumpelte ihn

quasi, behielt auf diese Weise in der Phantasie die Kontrolle und konnte ihre eigene Angst vor Unterwerfung, vor zu viel Intimität und regressiven Wünschen erfolgreich abwehren und die Sexualität mit aggressiver Lust neu besetzen.

Ich behaupte nun keineswegs, dass in solchen Inszenierungen die multigeschlechtlich integrierte Persönlichkeit ihren Ausdruck findet, aber man wird mir wohl darin zustimmen können, dass es auch für eine Frau lustbringender ist, ihre Aggressivität in den Dienst ihrer Lust zu stellen und sie zur Abwehr von Ängsten einzusetzen als weiterhin unschuldig und moralisch tadellos in Übereinstimmung mit den vermeintlich weiblichen Tugenden zu leben.

Literatur

Aron, Lewis: Die internalisierte Urszene. In: Benjamin 1995

Bassin, Donna: Jenseits von ER und SIE: Unterwegs zu einer Versöhnung zwischen Männlichkeit und Weiblichkeit in der postödipalen weiblichen Psyche. In: Benjamin 1995

Benhabib, Seyla, Judith Butler, Drucilla Cornell und Nancy Fraser: Der Streit um Differenz. Feminismus und Postmoderne in der Gegenwart. Frankfurt a. M.: Fischer Taschenbuch Verlag 1993

Benjamin, Jessica: Die Antinomien des patriarchalischen Denkens. Kritische Theorie und Psychoanalyse. In: Wolfgang Bonß und Axel Honneth (Hrsg.): Sozialforschung als Kritik. Frankfurt a. M.; Suhrkamp 1982

- Benjamin, Jessica (Hrsg.): Unbestimmte Grenzen. Beiträge zur Psychoanalyse der Geschlechter. Frankfurt a. M.: Fischer Taschenbuch Verlag 1995
- Butler, Judith: Das Unbehagen der Geschlechter. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1991
- Butler, Judith: Melancholisches Geschlecht/ Verweigerter Identifizierung. In: Benjamin 1995
- Deutsch, Helene (1948): Psychologie der Frau. Bern: Huber 1988
- Düring, Sonja: Wilde und andere Mädchen. Die Pubertät. Freiburg i. Br.: Kore 1993
- Düring, Sonja: Über sequentielle Homo- und Heterosexualität. Z. Sexualforsch. 7, 193-202, 1994
- Düring, Sonja: Rennen wir offene Türen ein? Zur Funktion des Feminismus in der Sexualforschung. In: Sonja Düring und Margret Hauch (Hrsg.): Heterosexuelle Verhältnisse. Stuttgart: Enke 1995
- Fast, Irene: Von der Einheit zur Differenz. Psychoanalyse der Geschlechtsidentität. Berlin u. a.: Springer 1991
- Freud, Sigmund (1923): Das Ich und das Es. Studienausgabe, Bd. III. b. Aufl. Frankfurt a. M.: Fischer 1989
- Goldner, Virginia: Gedanken zu einer kritischen Relationstheorie der Geschlechtsidentität. In: Benjamin 1995
- Hagemann-White, Carol: Sozialisation: Weiblich - Männlich? Opladen: Westdeutscher Verlag 1984
- Hauch, Margret: Gewalt in der Liebe. Erfahrungen mit geschlechtsspezifischer Akzentuierung von Gewaltstrukturen in der Beratung und Behandlung heterosexueller Paare. Z. Sexualforsch. 7, 131-141, 1994
- Kaplan, Louise J.: Weibliche Perversionen. Von befleckter Unschuld und verweigerter Unterwerfung. Hamburg: Hoffmann und Campe 1991
- Lange, Carmen: Das Gleiche ist nicht dasselbe. Subversive Elemente des Paartherapie-Settings im Hinblick auf das Geschlechterverhältnis am Beispiel „Lustlosigkeit“. Z. Sexualforsch. 7, 52-61, 1994
- Mitscherlich-Nielsen, Margarete: Theorien und Probleme der psychosexuellen Entwicklung der Frau. In: Sigusch 1980
- Money, John und Anke A. Ehrhardt: „Männlich - Weiblich“. Die Entstehung der Geschlechtsunterschiede. Reinbek: Rowohlt Taschenbuch Verlag 1975
- Morgenthaler, Fritz: Homosexualität. In: Sigusch 1980
- Poluda-Korte, Eva S.: Identität im Fluss. Zur Psychoanalyse weiblicher Adoleszenz im Spiegel des Menstruationserlebens. In: Karin Flaake und Vera King (1-1rsg.): Weibliche Adoleszenz. Frankfurt a. M., New York: Campus 1993
- Schmauch, Ulrike: Anatomie und Schicksal. Zur Psychoanalyse der frühen Geschlechtersozialisation. Frankfurt a. M.: Fischer Taschenbuch Verlag 1987
- Sigusch, Volkmar (Hrsg.): Therapie sexueller Störungen. 2., neubearb. und erweiter. Aufl. Stuttgart, New York: Thieme 1980
- Stoller, Robert J.: Sex and gender. Vol. 1: The development of masculinity and femininity. New York: Science House 1968 ;